

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 2.

Samstag, 28. Januar

1928.

(23. Fortsetzung.)

### Jugendliebe.

Familienroman von Grete v. Sah.

(Nachdruck verboten.)

Treu erschraf. „Das fehlte auch noch“, dachte er. „Bei Schluß des Gartenfestes hatte seine Intimität mit Klatt schon einen bedentlichen Grad erreicht, und ist er mit ihm allein, so erreicht sie gewiß den Höhepunkt.“

Die war sehr schnell gemüthlich und in diesem Stadium über die Maßen mittheilhaft.

Konni erbot sich nach Tisch, auszureiten, um Herrn Lie zu suchen.

„Wenn du wünschst, reite ich auch nach Wolfsrade“, wandte er sich an Hede.

„Nein, Konni, ich danke dir, aber wenn es dir recht ist, reite ich mit dir durch den Wald, ich weiß, welchen Weg mein Vater bevorzugt.“

Das Wetter war wieder düster und voll ungleicher Stimmung. Man sprach von allen Seiten dagegen, sie riskiere, einen tüchtigen Guß zu kriegen.

„Dann müßte ich doch auch mit“, sagte Treu, „und ich fühle mich ein wenig erkältet und habe, offen gestanden, gar keine Lust zum Reiten.“

„Du brauchst mich nicht zu begleiten, es ist wirklich nicht nötig; wenn Konni mit mir ist, so genügt das doch.“

Sie gab Kirn den Befehl, dem Reitknecht Bescheid zu sagen, daß er die Pferde vorführen solle. Ihr Mann sprach nicht mehr gegen ihren Entschluß.

Sie ging, kaum daß man abgeessen hatte, in ihr Zimmer, um sich umzuleiden. Agnes folgte ihr. Sie hatte so vieles auf dem Herzen, das sie sich gerne heruntergesprochen hätte. Sie sagte es Hede.

„Jetzt ist aber doch die unpassendste Zeit dazu, Agnes; warte, bis ich zurückkomme, dann gehen wir auf ein Stündchen auf mein Zimmer, wo wir ganz ungestört sind.“

Hede, aber um eines möchte ich dich bitten. Höre doch mal Konni ein bißchen über seine Aus- und Absichten aus.“

Hede sah sie fragend an. Sie begriff nicht, was Agnes wollte.

„Ich sehe schon, ich muß deutlicher werden. Du weißt, Hede, daß ich Konni von jeher geliebt habe. Ich liebe ihn auch noch, ihn aufgeben zu müssen, wäre mir unjählich schwer; aber, um auf ihn warten zu können, muß ich auch die feste Zuversicht haben, daß er überhaupt noch an mich denkt. Er ist jetzt oft so ungeduldig gegen mich. Frage ich ihn nach seinen Absichten, so antwortet er entweder gar nicht, oder er wirft eine Bemerkung hin, die wichtig sein soll, aus der ich aber nichts entnehmen kann. Ich ertrage das nicht länger, diese Ungewißheit reißt mich auf. Außerdem weißt du, daß Klatt sich um mich bewirbt? Er hat mir gestern einen regelrechten Heiratsantrag gemacht; ich habe ihm mein Wort natürlich nicht geben können, habe mir aber Bedenkzeit ausgebeten.“

„Das war sehr vorsichtig“, sagte Hede ein wenig spitz. „Und was wünschst du, daß ich Konni fragen soll, ob er noch die Absicht hat, dich zu heiraten, und wenn er bejaht, was er dir für ein Leben zu bieten hat? Ist es das?“

Agnes war ein bißchen rot geworden. „Na, natürlich mußt du es ein wenig umschreiben.“

„Ich will möglichst diplomatisch zu Werke gehen.“

Es klopfte hart an Hedes Thür. Und gleich darauf rief eine Stimme: „Bist du fertig?“

„Das ist Konni“, sagte Hede. „Verzeih' Agnes, ich muß mich nun beeilen.“ Sie wollte sich von Agnes verabschieden, aber diese folgte ihr.

Konni half Hede aufsitzen und schwang sich dann auf sein Pferd. Agnes stand dabei.

„Adieu, Agnese.“ Er beugte sich zu ihr herab, ihr die Hand reichend.

„Was ist, Agnese, soll ich, falls mich mein Weg an Wolfsrade vorüberführt, einen Gruß von dir bestellen?“

Er sah auf eine rote Rose, die sie angestekt trug.

„Soll ich ihm die bringen, es wäre poetisch.“

Sie hob die Schultern und sah ihn verständnislos an.

„Ich weiß nicht, was du von mir willst!“

Er lächelte verschmüht. „Agneschen, Agneschen, du hast keinen Sinn für Poesie, sonst hättest du den Springenbusch nicht so schnell vergessen.“

„Hede reitet dir davon, eil' dich nur.“

„Ich bin gewohnt, daß mir alle davonreiten, es ist mein Schicksal, Agnese.“

Er gab seinem Pferde die Sporen, um Hede einzuholen, die ein Stück Weges voraus war.

„Was gabs noch?“ fragte Hede. „Wollte sie wieder einmal wissen, wann du Güterdirektor sein wirst?“

Er schüttelte den Kopf. „Nein, eben nicht.“

Und nach einer Weile sagte er: „Agnes' ersehnt nichts so sehr als eine gesicherte Zukunft. Sie wird auch nur dem Manne gehören, der ihr sie zu bieten imstande ist. Und schließlich ist das doch nur sehr verständig. Sie hat kein Vermögen, was soll sie da mit einem Manne, der auch keines hat, auch nicht einmal eine gesicherte Zukunft; von der Liebe zu ihm kann sie doch nicht leben.“

Hede wußte, daß er von sich sprach.

„An Agnes' Liebe glaube ich nicht. Eine Frau, die liebt, fragt nicht danach, was der Mann ihr bieten kann, sie folgt ihm und wohnt in Armut und Elend wäre.“

„Donnerwetter, das klingt! So eine muß ich finden. Bis jetzt habe ich nur solche kennengelernt, die sich gut unterzubringen verstanden.“

Hede gab ihrem Pferde die Sporen. Es flog förmlich auf dem schmalen Serpentinwege, auf dem sie eng nebeneinandergedrängt ritten, davon.

„Hede!“ Er rief erschreckt ihren Namen, dann jagte er ihr nach. Als er sie eingeholt hatte, drängte er sein Pferd an das ihre heran, griff mit seiner rechten Hand nach den Zügeln, die sie hielt, und zwang sie so, ihr Pferd zu verhalten.

„Hede, was fällt dir ein? Willst du dir hier den Hals brechen?“

„Das Beste wär's, dann hätte ich alles überstanden.“

„Hede!“ Er sah ihr in das blasse, erregte Gesicht.

„Hede, bist du nicht glücklich?“

„Nicht glücklich?“ sagte sie, „das wäre am Ende zu ertragen. Ich bin todunglücklich.“

Sie hatte es mit abweisender Miene gesagt.

Er fühlte, daß das heißen sollte: „Glaube nicht etwa, daß ich die Gelegenheit, die unser Alleinsein bietet, dazu benutzen will, um dir mein Leid zu klagen.“ Darum

bedauerte er sie auch nicht, sondern sagte: „Daß es so ist, daran bist du selbst schuld.“

Sie atmete tief und schwer auf. Ihre grauen, kühlen Augen sahen an ihm vorbei in die Ferne.

„Laß uns weiterreiten, Konni.“

Eine Weile ritten sie schweigend nebeneinander her. Zuweilen hielt er sein Pferd zurück, um sich spähernd umzusehen. Sie waren schon ziemlich auf der Höhe, die einen weiten Ausblick bot.

„Laß uns absitzen“, sagte Hede. Sie banden die Pferde an einem Baum fest; dann stiegen sie bis zum Aussichtsturm hinauf. Von ihm aus konnte man den ganzen Weg übersehen. Es gab keinen anderen Weg, auf den sie geraten sein konnte. Hede sah ernstlich besorgt aus. Konni gewahrte es, auch daß sie auffallend blaß war.

„Reg' dich nicht auf“, sagte er. „Vielleicht ist dein Vater, während wir ihn hier suchen, schon längst zu aller Freude zu Hause eingetroffen.“

Hede lachte kurz auf.

„Zu aller Freude ist gut gesagt. Dein Onkel Benno und dein Vater wären froh, er käme nie mehr zum Vorschein.“

„Aber Hede“, sagte er gedehnt, „wie kannst du das glauben?“

„Wie soll ich das nicht glauben; hältst du mich für dumm, daß ich das nicht sehe und fühle, daß mein Vater als äußerst blamabel empfunden wird? Deinem Vater nehme ich das nicht übel, mein Vater ist ihm ein Fremder; aber daß mein Mann nicht den Mut hat, sich zu den Meinigen zu bekennen, tränkt mich wohl bitter.“

Ich habe es geahnt, daß er sich meiner Herkunft schämt, darum hat er auch lange gar keine Besuche mit mir gemacht. Er fürchtete wohl, allmählich könnte es bekannt werden, daß die Baronin Treu die Tochter eines Hotelwirtes sei. An den zwei Besuchen, die Benno gezwungenerweise mit mir machte, erkannte ich, daß ich nicht allzuviel verlor, wenn es die letzten blieben.

Unglücklich hat mich erst das gemacht, daß ich sah, daß mein Mann sich meines Vaters schämte, wie das neulich bei Vaters plötzlichem Erscheinen deutlich erkennbar war. Und nicht nur für mich erkennbar, sondern für alle. Das war die größte Demütigung, die er sich selbst und mir zufügen konnte und ich glaube, er empfindet das nicht einmal. Und ich bin krank daran. Mich macht das Wissen, er verkriecht sich meinetwegen vor seinen früheren Freunden und Bekannten, totunglücklich. Am liebsten ginge ich mit meinem Vater nach Wienrode und käme niemals mehr nach Adelsreut zurück.“

In ihren Augen schimmerten Tränen und um ihren kleinen, schönen Mund zuckte es schmerzhaft. Sie wandte ihr Gesicht ab, aber Konni sah, daß sie ihre Tränen trocknete. Er sah auch, daß ihre Schultern von verhaltenem Weinen zuckten. Er war tief erschüttert. Seine Hände umspannten ihre Arme.

„Hede!“ bat er. „Hede, sieh mich an!“

Sie hielt die Augen gesenkt.

„Hede, du mußt nicht glauben, daß es so ist, wie du es bisher gesehen. Der Mann, der sich deiner schämt, wäre ein Narr; Benno ist das nicht, er ist ein kluger Mensch.“

„Sein Verhalten meinem Vater gegenüber hat es nicht bewiesen.“

„Du bist erbittert, Hede.“

„Wie soll ich es nicht sein.“

Sie weinte plötzlich auf.

Da riß er sie an sich. „Hede, sei gut, werde ruhig, ich kann dich nicht weinen sehen!“

Ihr Leid packte ihn, er wußte ja, daß es so war, wie sie empfand. Er spürte den rasenden Schlag ihres Herzens an seinem Körper, das machte ihn rasend. Er küßte ihre Augen, ihren Mund, immer und immer wieder.

Sie lag mit geschlossenen Augen in seinem Arm. Ihre Lider zuckten leise, ihr Atem ging schwer. Er sah, daß sie litt, zwiefach litt. Um Treu, um ihn. Sie liebte ihn, er fühlte es und seine Glückseligkeit darüber ließ ihn einen Augenblick alles vergessen. Ihre Ehe war ein Irrtum, sie mußte sie lösen.

„Hede, o Gott, Hede!“

Er wollte sagen: „Mache dich frei.“ Aber wie durfte er das? Ein Besinnen kam über ihn: „Was tue ich, bin ich wahnsinnig geworden?“

Er ließ ab von ihr. „Komm Hede!“

Sie sah ihn verwirrt an, dann schlug sie die Augen nieder und ging neben ihm her bis zu den Pferden. Sein Gesicht war jetzt ebenso blaß und erregt wie das ihre. Er half ihr beim Aussteigen und sie ritten langsam den Weg zurück, den sie gekommen waren.

„Befiehst du, daß wir nach Hause reiten?“ fragte er endlich.

Sie sah auf ihre Armbanduhr. „Es ist halb sechs; eine Stunde haben wir noch Zeit, laß uns die Chaussee nach Wolfstraße nehmen.“

Es war ihm recht. Man hatte Zeit, sich zu beruhigen. Daran, daß man Hedes Vater finden würde, glaubte er nicht mehr.

Hede hoffte es wohl noch. Sie waren bald auf der Chaussee, an deren beiden Seiten sich, unansehnlich lang, dunkler Tannenwald hinzog. Die Luft war feucht. Nebel woben zwischen dem dunklen Gehölz, stiegen auf und wälzten sich über die Straße. Ein kalter, schneidender Wind, der von Westen herkam, zerriß sie und trieb graue Nebelbänke vor sich her. Der Abend senkte sich.

Konni sah besorgt auf Hede. Sie war noch immer so erschreckend blaß.

„Du frierst gewiß, komm, laß uns nach Hause reiten.“

Sie wendeten sich um. Hede seufzte schwer und bekam auf. „Ach, dies Zurück ist furchtbar schwer“, sagte sie.

Er sah sie an.

„Es muß doch sein, Hede.“ Er streckte ihr die Hand hin, in die sie die ihre legte. Eine Weile hielt er sie in festem Druck, während ihre Pferde enganeinander gedrängt gingen.

„Hab' Courage, Hede, und die Hoffnung, daß noch einmal alles gut werden wird.“

Er gab ihre Hand frei. Schweigend legten sie den Weg bis zum Gut zurück.

Sie war inzwischen eingetroffen. Treu kam ihnen mit der Botenschaft entgegen. „Gott sei Dank“, sagte Hede, ohne ihren Mann anzusehen. Sie ging im Reittrock ins Wohnzimmer, wo sich alle aufhielten. Den Vater begrüßend, fragte sie kurz, wo er gewesen sei.

„In Arnswalde.“

Sie schien nichts von Arnswalde zu wissen.

Konni erklärte: „Es ist das Gut von Baron Kallwitz.“

„Ach so!“ Es fiel Hede nicht ein, zu fragen, was er da gewollt habe. Sie fühlte sich elend und ersehnte nichts so, als sich niederlegen zu können. Nun der Vater heil und ganz und in scheinbar sehr fröhlicher Stimmung im warmen Zimmer wohlgeborgen saß, war sie beruhigt. Sie entschuldigte sich bei ihren Gästen und bat, sich zurüdziehen zu dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

## Prinz Karneval.

Gar manches Reich, manch stolzer Thron,  
Und manches Zepher, manche Kron,  
Verfiel im raschen Zug der Zeit  
Dem Schicksal der Vergänglichkeit.  
Kein Werk der Welt von Menschenhand  
Hat immerwährenden Bestand,  
Und war es noch so fest gefügt,  
Nie weiß man, ob der Schein nicht trügt!  
Nur eine Majestät allein  
Regiert in Glanz und Sonnenschein,  
Prinz Karneval der starke Held  
Regiert die Herzen und die Welt!  
Ihm huldigt alles, groß und klein,  
Regierungstreu will jeder sein;  
In seinem Reich gibt's Narren nur,  
Von Miesepetern keine Spur;  
Wer seinem Ruf sich willig beugt  
Hat jede Grille bald verdrückt;  
Wer fahnenflüchtig wird im Deer,  
Der lacht im ganzen Jahr nicht mehr!

W. H. Lehnen.

## Der Spiegl.

Von Maria Ibele.

Früher, als Dr. Schön noch unbekannt und unverheiratet war, trat er ihn täglich, den alten Desterling, in dem kleinen Café, wo man von der Kaffiererin für zwei Pfennig Trintgeld gleich ein Duzend Zeitungen zum Lesen bekam.

Viele Monate sind seitdem vergangen. Große politische Prozesse hatten den unbekannten Schön zu einem geluchten Verteiliger gemacht und ihm die Liebe und die Hand der einzigen Tochter eines Großindustriellen geschenkt.

Das kleine billige Café von einst war jetzt vergessen. Nur ab und zu erzählte Dr. Schön seiner jungen Frau von dem alten, eigenen Desterling, dem Spiegl, wie er ihn immer nannte. Und es gab immer ein lustiges Lachen, wenn er von seinen falschen Ohrenschülern sprach, von der tübelförmigen Pelzmütze, dem Muff, den er an einer Kette um den Hals gehängt trug, und dem fettlichigen, grandigen, asthmatischen Hund, der durch die Jahre fast taub und blind geworden war.

An einem Abend, als das junge Paar im Trocadero sah vor nervös verklemmtem Sekt, inmitten von violettem Zigarettenrauch, der durchwirrt war von feiner Musik, von Gelächern, Geflüstern und hitzigen Blicken, hatte die junge Frau den tosen Wunsch, den „Spiegl“ einmal zu sehen und zu sprechen. Das mußte doch wahrlich ulkig anzuschauen sein.

Dr. Schön lächelte und führte seine junge Frau am andern Tag in das kleine Café.

Auf der Schwelle blieb sie entsetzt stehen und schob das nach Eau de Cologne duftende Taschentuch unter die Nase. Welch ein häßlicher, beißender Tabakgeruch! Hier anfiel! Dann erst die schrecklichen Leute! Die Männer hatten abgeschabte Röcke wie Bettler. Verstaubte Hüte hingen an den Wänden. Wie ungeniert sich die Kellnerinnen mit den Gästen unterhielten!

Dr. Schön entfernte sich, um den Spiegl zu suchen an seinem gewohnten Plaz.

Unendliches Mitleid befiel die junge Frau mit ihrem Manne, der einmal in dieser Umgebung leben mußten, während sie damals doch drei prächtige Zimmer bewohnte und von einer Terrasse aus den Blick hatte in weißblühende Gärten.

Dr. Schön kam zurück. „Er fehlt seit ein paar Tagen. Vielleicht ist er krank“, sagte er. „Wir werden den Löwen in der Höhle aussuchen“, meinte er vergnügt und hängte sich ein.

Am liebsten hätte die junge Frau widersprochen. Sie hatte aber Angst, sich mit einem Widerspruch zu verraten, am Ende ihrem Manne wehe zu tun.

Im Auto fuhren sie an Desterlings Haus vor. Die eintönig blass, abgebröckelte Fassade hatte viele Fenster mit billigen, gestärkten Vorhängen. Wie schmal und abgelaufen die Korridorstreppe war! Kinder, die im Stiegenhaus geschrien und getost, verstummten, als die Fremden kamen. Ein Putzbeutel mit schmutzig schwankelem Wasser stand recht ungeschickt mitten auf der Treppe. An der Tür war ein spiegelnd geflegtes Messingschild, ein Briefkasten und eine Ziehglode. Eintönig himmelte sie. Es dauerte nicht lange, so hörte man Schritte, das Heben des Deckels am Guckloch — und dann wurde die Tür schnell geöffnet. Eine alte Person mit einer Seidenhaube schaute misstrauisch und recht unfreundlich heraus.

„Sie wünschen?“  
„Kann ich Herrn Desterling sprechen? Hier ist meine Karte“, sagte Dr. Schön.

Die Alte nahm die Karte, legte die Tür wieder ins Schloß und ließ das junge Paar draußen im Stiegenhaus warten. Bald kehrte sie wieder zurück.

„Darf ich bitten?“ sagte sie jetzt etwas höflicher und führte sie in ein winziges Zimmer mit deckenbelegten Möbeln. Wie kalt und unbewohnt dieser Raum war! Nicht ein persönliches Ding, das einen erwärmen konnte! Die junge Frau kröstelte.

Desterling stand plötzlich unter der Tür, in einem Schlafrock und einem Turban mit einer Quaste auf dem Kopf. „Ich wollte mich nur als neugeborenen Chemann vorstellen“, log Dr. Schön und nahm seine Frau bei der Hand, die ganz erschrocken diesen alten Menschen betrachtete.

„Dürfte ich die Herrschaften herüberbitten ins warme Zimmer?“ meinte Desterling, „ich habe einen Patienten drüben, den ich nicht allein lassen kann.“

Die junge Frau war froh, in die Wärme zu kommen. Als sie ins Wohnzimmer trat, sah sie als Erstes etwas Eingestülptes auf dem Sofa liegen, das hüstelte und sich bewegte.

„Meinen guten Freund hat vor ein paar Tagen der Schlag getroffen“, sagte Desterling, während er Frau Dr. Schön zum Kanapee führte.

„Sieh dir diese Dame an, Marko! Es ist die Frau des guten Herrle von einst, den du immer so lieb gehabt.“

Die junge Frau fühlte plötzlich etwas Seltsames in sich. Sie nahm die Handschuhe ab und streichelte das franke Tiel und wußte in diesem Augenblick, warum der alte Mensch seit ein paar Tagen im Café gesaß.

Desterling hatte den kleinen Eisbeutel gefüllt und dem Hunde aufgelegt. Die alte Brigitte war ganz leise herein gekommen und deckte geräuschlos den Tisch. Und während Schön und Desterling miteinander plauderten, ging die junge Frau im Zimmer herum und hatte das Gespräch am liebsten alle Augenblicke unterbrochen, weil sie so viel Schönes und Neues sah. Auf der bauchigen, glänzenden Kommode stand unter einem Glasdächlein eine türkisblaue Uhr mit zwei spielenden Kindern. Dann ließ sie sich von einem großen Lehnstuhl umarmen, der Polster hatte wie Muskeln. Ein übermächtiger Kanarienvogel piepte und schaute sie mit glänzenden, stechnadelgroßen Augen an. Am Dien entdeckte sie plötzlich eine papierene Schlange, die sich um einen Nagel drehte. Maronis mit geblähten braunen Körperchen knisterten auf der roten Ofenplatte.

„Zu einem kleinen Imbiß müssen die Herrschaften aber bei mir bleiben!“ sagte Desterling und holte die junge Frau an den Tisch.

Brigitte ließ das Rouleau herunter. Ein See, blau wie Frühlingshimmel, war darauf und eine Wiese mit einem Häuschen, das Ziegeln hatte rot wie Tomaten. Desterling zündete die Lampe an, zog sie an den Tisch — und die junge Frau jubelte wie ein Kind auf über den papierenen Schirm mit seinen Giebelchen und Fensterchen, in der roten Papier eingestekt war, daß das weiche, verdämmende Licht durchschimmerte. Brigitte sah ganz still mit einem Strickzeug neben Marko.

Der Alte öffnete eine Flasche Wein, beschaute feierlich den Stöpsel und sagte dann, ohne daß es aber wie Prahlen klang, daß es doch nichts Herrlicheres gebe als Wein, der sich angelegt habe durch die Jahre.

Nun wurde auf das Glück des jungen Paares angestoßen — und Frau Dr. Schön war richtig ergriffen über die Andacht, mit der der Alte trank, den Wein genoss. Sie erinnerte sich unwillkürlich an die Trocadero-Bar, wo Flasche um Flasche hinuntergegurgelt wurde von den Leuten, ohne Gedenken, ohne Denken, ohne Dank.

Der alte Mensch mit seinen weißen, buschigen Augenbrauen erzählte mit verklärtem Humor und großem, gütigem Verzeihen und Verstehen aus verflungenen Tagen. Mitten ins Gespräch hinein sprang der Ruck aus dem Uhrgehäuse an der Wand. Das junge Paar schaute sich in die Augen, und beide hatten den einen weihervollen Gedanken: daß ihnen das ganze moderne, aufgerubelte Getue gestohlen werden könne für eine solche herzwarme, menschliche Stunde.

## Welt u. Wissen

Das Land der dicken Frauen. Die Gegensätze berühren sich — wenn sie auch mal, wie in diesem Falle, räumlich sehr weit auseinander liegen. Während unsere Frauen bereit sind, alles zu opfern und jede Entbehrung auf sich zu nehmen, um die „schlanke Linie“ zu bewahren oder zu erreichen, strebt die Weiblichkeit anderswo gerade dem gegenteiligen „Ideal“ nach. Dieses anderswo liegt allerdings weit hinten im tiefsten und schwärzesten Afrika. Der englische Reisende Roscoe, der einige noch wenig bekannte Stämme im Innern der ehemaligen deutschen Kolonie Ostafrika besucht hat, traf dort auf einen Stamm, der sich fast nur von Milch und Früchten nährt. Damit hängt der ungewöhnliche Reichtum an Vieh zusammen, dessen sich dieser Stamm rühmen kann. Ein Neger, der 100 Kühe hat, gilt dort noch als ein armer Mann; er verfügt noch nicht über so viel Milch, um eine Frau zu ernähren und „schön“ zu machen. Die Schönheit besteht bei diesen Leuten nämlich in erster Linie in der Dicke. Je dicker die Frauen sind, desto höher werden sie geschätzt und bewundert, so erzählt Roscoe. „Als ich zum erstenmal eine Häuptlingsprinzessin besuchte, sah ich mich einer Dame gegenüber, die kaum durch die Tür gehen konnte; um mich zu begrüßen.“ Es ist in diesem Lande ein teures Vergnügen, wenn man seine Frau richtig „ernähren“ will. Dies um so mehr, als die eingeborenen Herren der Schöpfung dem englischen Forscher sagten, daß die allgemeine Preissteigerung sich auch auf die schwarzen Frauen ausgedehnt habe. Die Frauen seien in den letzten Jahren viel teurer geworden. In Gegenden, wo früher eine kräftige und gutgewachsene Frau für vier Speere zu bekommen war, müsse man jetzt für dieselbe „Qualität“ das Doppelte, nämlich acht Speere, anlegen. Mit schwerer Sorge sieht man im Urwald dieser Entwidlung gegenüber. Was haben wir Europäer es doch in dieser Hinsicht gut!



Schach

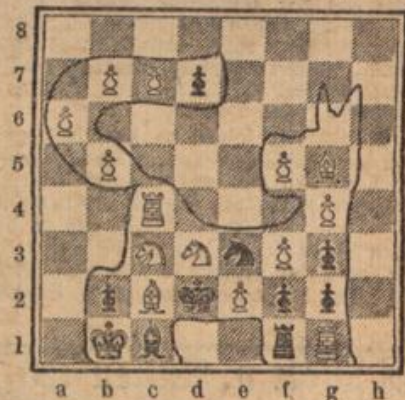
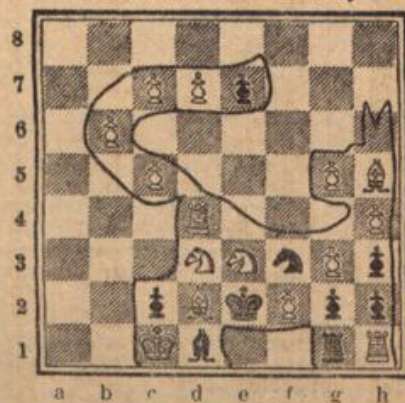
Bearbeitet von Gustav Mohr.

### Zwilling's-Aufgaben.

**Zwillingings-Probleme** sind solche, deren Stellungen nur unbedeutend von einander abweichen.

Nr. 8/9. Sam. Loyd, New-York.

## Die Katzen von Kilkenny



Matt in 4 Zügen.

Nr. 10/11. G. L. de Boer, Heerenveen.

Weiß: Kf5, Dg1, Td8, Sc5    Schwarz: Kd5, Bc7, d6, f6.  
Die gleiche Stellung ohne den Bauern f6 um eine Reihe  
nach rechts gerückt. — Matt in 4 Zügen.

Nr. 12/13. W. Pauly, Bukarest.

Bei gleicher Stellung steht der weiße König auf g3.  
Matt in 3 Zügen.

Nr. 14/15. Sam. Loyd, New-York.

Die gleiche Stellung, nur wechseln die Könige ihre Plätze.  
Matt in 3 Zügen.

### Die Katzen von Kilkenny.

Obige zwei Aufgaben sind vor Jahren zur Veranschaulichung einer Geschichte verfaßt worden, die Loyd für ein amerikanisches Witzblatt beigesteuert hatte. Die Geschichte handelt von zwei Professoren, Aufgaben-Liebhabern, die ein Lexikon schrieben. Sie hatten schon über Bananen, Gemälde, Kaschmir und andere Dinge aus der ersten Hälfte des A b c geschrieben und waren jetzt an den Artikel Katzen gekommen. Unglücklicherweise fiel ihnen nichts ein, was sie darüber sagen könnten und da es spät war, entschlossen sie sich ins Bett zu gehen und darüber nachzudenken. Am morgen war die Zahl ihrer Gedanken auch noch sehr gering, doch jeder behauptete im Traum wenigstens eine Katze auf einem Schachbrett gesehen zu haben. Als sie ihre Wahrnehmungen vergleichen wollten und der eine Professor seine Aufgabe aufsetzte, da gieng es wahrhaftig

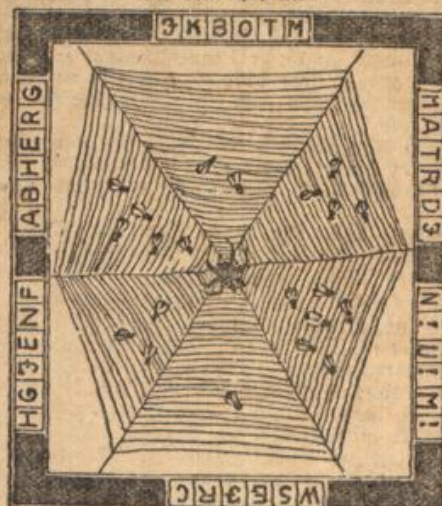
nicht mit rechten Dingen zu; denn es war genau dieselbe Aufgabe, die der andere Professor gesehen hatte. Es war offenbar unmöglich, daß zwei Leute von derselben Aufgabe geträumt haben konnten, und nachdem sie dieses vollkommen bewiesen hatten, gerieten die beiden ehrbaren Herren in einen ganz bedauerlichen Streit über die Urheber- schaft. Es war ihr erster Streit, der folglich um so hitziger war, bis sie schließlich entdeckten, daß ihre Aufgaben am Ende doch nicht vollkommen gleich seien, da die eine ein Feld weiter nach links auf dem Brette stand als die andere. Nun kam es darauf hinaus, daß keiner die Aufgabe des anderen lösen konnte und die gegenseitige Enthüllung der Lösungen gab den beiden alten Freunden die Gelegenheit zur Versöhnung.

Im Schachverlag Hans Hedewigs Nachf., Curt Ronniger, Leipzig, ist die letzte Lieferung des Werkes: A. C. White „Sam. Loyd und seine Schachaufgaben“, Deutsch von W. Maßmann, erschienen. Damit ist ein Buch vollendet, das jedem Problemfreund, der einen Blick in das Wirken und Schaffen dieses bedeutenden Problemkünstlers werfen will, wärmstens empfohlen sei. Die Ausgabe bringt 748 Aufgaben nebst einem Bilde des Meisters in gediegener Aufmachung. Die obigen Katzen von Kilkenny sind dem Werk entnommen. Der Verlag hat die zum Druck erforderlichen Clichés in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt.

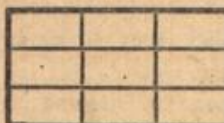


## Rätsel

### Problem spinner



Magisches Sitbenrechteck.



Ordne die Silben: a, a, da, da, ko, na, re, re, se derart in die Felder ein, daß wagerecht und senkrecht Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1. Asiatische Halbinsel, 2. Blume, 3. kleinasiat. Hafenstadt.

### Kopftauschrätsel.

Mit B es als wichtiges Organ sich zeigt,  
Mit G dir's immer Dummheiten geigt,  
Ganz zart und leis es mit H auftritt,  
Mit L es die Hausfrau zu Speisen zerschnittt,  
Es steigt mit R in die Lüfte hinein  
Und bringt mit St manch' Nützliches ein.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 18.

Bilderrätsel: Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott. — „Signal“: Nebel, Horn; Nebelhorn. — Wichtige Einrichtung: Eisen, Bahn; Eisenbahn.

Richtige Lösungen sandten ein: Erna Debus, Lotti Jacob, Heinrich Kämpfer, Marie-Grete König, Michaelen Mann, Liesel Reisdorf, Rita Sittenhaler, Toni Weidmann, Kathrich aus Wiesbaden; Aliu Ochs aus Erbenheim; Otto Präcke aus Hann.-L.T.; Liesel Erhardt aus Mainz.